



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 36.

Wiesbaden, den 6. Juni 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Glaube, Hoffnung, Liebe“, von J. Ahlemann. — „Die erste Nachtigall“, von Kurt Richter. — „Es gibt solche Damen“, von Marie Stena. — „Im Bekleidungsamt“, von Agnes Harder. — „Ein Abschied“, von Hermann Wagner. — „Ein Frühlingstag“, von Paul Bingen. — „Das Ständebuch“. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Rustige Ede“.

Zum Geleite:

Nicht jeder, der sich auf die Reise begibt, wird sein Ziel erreichen. Nicht jedes Streben wird gekrönt. Nicht jeder, der Wahrheit sucht, wird die Wahrheit erobern. Das Nichts-tun, Nicht-streben aber ist Widerspruch mit der ganzen Natur. Nichts-tun, Sich-nicht-bewegen ist Vergewaltigung unseres Seins, das aus eigener Bewegung besteht.

Multatuli.

Glaube, Hoffnung, Liebe.

Von J. Ahlemann.

Müde schließt sich das verdunkelte Auge des Tages; Dämmerung schreitet über die Felder. Hinter den kahlen Ästen der Hopfappeln versinkt der rote Abendsehn im weißen Schnee der Ferne.

Regungslos lehnt der Alte am Gartenzaun. — Bald ist's Zeit für den Pflug. Aber der Sohn ist draußen im Feld, auch der Knecht, auch die Braunen aus dem Gespann. Ja — wenn er noch zupacken könnte! Aber das ist vorbei mit 70 Jahren. Ganz vorbei.

Langsam bewegt der Alte das Haupt. — Wer pflügen soll? — Finstere Gedanken wachsen über ihm auf. Wer pflügen soll? Ob's überhaupt noch lohnt? Von allen Seiten brennt der Krieg. Zwei, dreimal zerbrach der russische Stoß. Aber immer wieder, unerschöpflich wälzt die Flut der Waffen und Menschen heran. Zulezt reißt auch der stärkste Damm, wie anno 55 unter dem Schwall der Nogat. Es sind acht gegen einen! Es hilft doch nichts. Einmal kommt es doch so weit. . . .

Da fährt es wie ein Schlag gegen sein Herz. Dort drüben, vom Graben bis an die andere Trift, das ist sein Land, sein's. Seit 50 Jahren hat er es geackert, mit dem Pflug gezwungen, mit der Egge gestreichelt, mit der Saat gesegnet. Seine Kraft, seine Jugend, seine Seele wuchs aus dieser Scholle in fünfzig Ernten. Und ringsumher, so weit er sehen und denken kann — das ist seine Heimat, deutsche Erde, Vaterland.

Nein! Niemals! Narrheit ist es, daß dies einst russische Erde sein wird. Das Land würde sterben und der Boden sinken. Es ist unmöglich — Irrsinn — Gotteslästerung! Und dieser Gedanke hämmert und härtet die Seele des alten Mannes zu einem einzigen, eisernen, unzerbrechlichen **Glaube**n: deutsch bleibst du, deutsch! —

Drüben vorm Dorf rattert und stampft der Eisenbahnzug vorüber. Täglich seit vielen Jahren sieht ihn der Alte

kommen und gehen. Aber seit dem 2. August singen ihm die rollenden Räder ein Lied, immer dasselbe Lied: „Ade, ade! Auf Wiedersehn!“ An jenem Tage stand er zwischen dem reifen Korn und winkte, bis sich der Zug seinen Blicken entwand:

„Ade, Hermann — und komm' auch wieder!“

Und wenn er nicht wiederkommt?

Viele sind draußen begraben. Der Nachbar, der Bruder- sohn, der junge Lehrer. Wenn er nicht wiederkommt? — Sprühende Funken fliegen aus der hastenden Maschine gegen den Himmel. Der Alte hört das Lied der rollenden Räder, seine Seele singt es mit, wie ein Lied unterm Orgel- klang: Auf Wiedersehn!

Es ist ja sein Einziger. Er muß wiederkommen. Was sollte sonst aus dem Hofe werden, den Vater und Großvater und die Vorahren gehabt seit — wer weiß wann. Der Hof in andern Händen? Gott bewahre!

Ja, wenn die **Hoffnung** nicht wär' — die Hoff- nung: Auf Wiedersehn!

— Nun liegt die Dunkelheit über den Feldern. Von ferne her schwebt das Abendläuten über den Schnee. Der Alte rückt an seiner Mütze und horcht.

Was ist das für ein seltsamer Klang! Vierzig Jahre lang läuteten die Glocken: Friede! Friede! Aber damals, als Hermann Abschied nahm, schrien sie weh und zornig: Krieg, Krieg, Krieg! — Haben wir vergessen, wie das klingt: Friede! Friede? —

Langsam löst sich eine schwere, frohe Erkenntnis unter den schwebenden Glockenklingen aus dem wehmütigen Ge- fühl des Alten: Wieviel er lieb gehabt in seinem langen, mühsamen Leben: sein kleines Stück Erde und seine große Heimat, sein altes Haus und die blühende Jugend seines Sohnes, sein hartes Tagewerk und seinen stillen Sonntag, seine Schwestern und seine Gräber.

Friede ist das eine, kleine Gotteswort, das alle Seligkeit der Liebe umschließt.

Draußen braust der Krieg und der Haß. Aber die Glocken läuten den Frieden, die Liebe.

Der Alte wendet sich und geht mit steifen Schritten seinem Hause zu. Drinnen ist Licht entglommen. Drei helle Fenster strahlen ihm entgegen.

Glaube, Hoffnung, Liebe!



Die erste Nachtigall.

Von Kurt Küchler.

Ich hörte die erste Nachtigall dieses eisernen Frühlings von 1915.

Zögernd begann sie, in einem erblühenden Gliederbusch versteckt. Es klang wie kurz und prüfend hingehauchte, unendlich melodische Töne aus einer Flöte. Dann schwieg die Nachtigall lange. War sie selig erschrocken vor dem süßen Wohlklang der eigenen Stimme... oder hatte sie Angst und Scham, die reine Klarheit ihrer Stimme in das wilde Kanonengebrüll der armen, verstörten Erde zu mischen?

Aber nein, mit einem Male kam der zauberhafte Schlag der Nachtigall wieder, diesmal voll ausklingend in Ton und Triller, wunderbar anschwellend, als wolle er zu den Höhen des Himmels hinauf, sicher und sieghaft, über allem Weh der Welt hinströmend wie der himmlische Gesang einer wundervoll abgestimmten Glocke aus der Höhe, jauchzend und doch angefüllt mit jener unendlich süßen Melancholie, die uns alle überkommt, wenn der erste, warme Frühlingswind uns berührt.

Die Nachtigall sang in einem Garten am Rhein.

Ueber der Burgruine auf dem Drachensfels, der in finsternen Schattenformen aus dem Strom aufwuchs, war ein heller Sternenhimmel ausgespannt, und auf einer Terrasse, von einem Netz knospender Weinreben überspannt, tranken ein paar Menschen die erste Frühlingssbowle im Freien. Es waren ein Mann und eine Frau, beide mit weißem Haar, und zwei Mädchen und ein verwundeter Soldat. Der Soldat war jung, unbeschreiblich jung, ein Knabe mit weichem, blassem Gesicht, ein Freiwilliger. Wann zog er glühend aus... wann kam er zurück mit der Kugel im blühenden Fleisch? Nun saß er, ein Verwundeter und Genesender, zwischen Eltern und Schwestern am Rhein. Keinen Augenblick ließen Eltern und Schwestern die Augen von ihm ab, sie hüteten und hegten den Knaben in ihrer Liebe, sie schauten ihn an wie etwas Verlorenes und Wiedergefundenes, und waren zart mit ihm, wie mit einem, der aus schrecklichem Leid und großen Ängsten kommt und noch vor allen Härten zurückschreckt.

Der junge Soldat, neben dessen Stuhl der Krüdstock stand, lauschte wie verzaubert auf den Gesang der Nachtigall. Er vergaß das Trinken, vergaß die Schwestern und die Eltern und die Zärtlichkeit in ihren Augen, er horchte immer nur auf den bebenden Gesang. Sein Ohr war noch so sehr gewöhnt an den grauenvollen, lärm der Schlacht. Wunder, o Wunder! Nun hörte er Nachtigallengesang in der Heimat! Es gab noch Süße in der Welt, es gab wirklich noch einen Frühling! Das war die wunderbare Entdeckung, die der junge, mit Wunden heimgekehrte Krieger machte und selig bestaunte.

Ich hatte den jungen Soldaten an diesem gesegneten Frühlingstag schon einmal gesehen.

Das war auf einem alten, erloschenen Eifelvulkan, zu dessen Füßen jetzt tausend blühende Pfirsichbäume wie rosige Schaumwolken stehen und die Kirschbäume in den leuchtenden Gewändern ihrer weißen Blüten. Oben im Garten des Gasthauses, unter zaghaft knospenden Linden, saßen fünfzig oder sechzig Soldaten aus einem Lazarett in Godesberg oder Rolandsdorf, die mit ihrem Unteroffizier einen Genesungsausflug gemacht hatten und nun fröhlich

bei Bier und Kaffee saßen. Einer spielte auf einer Mundharmonika allerlei lustige Lieder, vaterländische Gesänge oder feste Operettenmelodien, wie's gerade kam, die anderen sangen dazu Bass oder Tenor, das klang über den Berg und über den Rhein wie der schallende, unbefümmerte, von keiner schreckensvollen Erinnerung getrübt Gesang großer Kinder.

Ach, dachte ich, welch ein wundervolles Volk sind die Deutschen! Diese Soldaten hockten monatelang in den Schützengräben, sprangen zu grauenvollen Sturmangriffen auf und rannten mit glühender Opferelcke in die Bajonette der Feinde, bis der Stich oder die Kugel sie traf; nun sitzen sie nach den schrecklichsten Erlebnissen der Seele und des Körpers mitten im Frühling am Rhein, haben ein lustiges Lachen auf den Lippen und hundert fröhliche Lieder in den Kehlen! Gibt es ein stärkeres Volk?

Da kam der junge, blasse Soldat mit Eltern und Schwestern. Sie waren mit einem Wagen aus dem Tal gekommen, vor dem Gasthaus schnoben die Pferde. Nun schritt der Genesende vorsichtig, auf seinen Krüdstock gestützt, die paar Schritte zum Garten, umorgt von Schwesternzärtlichkeit und von der Liebe der Eltern. Mit einem Gruß von unbeschreiblicher Helle umfaßte er die singenden Kriegskameraden.

Er saß mit den Eltern und Schwestern am sauber gedeckten Tisch. Kaffee wurde aufgetragen, Kuchen und Wein. Sie betreuten ihn mit rührender Sorge. Wenn die Schwestern etwas zu ihm sagten, beugten sie sich vor und sahen dem Bruder mit grenzenloser Bewunderung in die blauen Augen. Manchmal strich die Mutter verstohlen über seine schmale Hand. Sie hatte ihren Jungen verloren, Gott hatte ihn ihr wiedergeschenkt.

Aber der junge Soldat sah nur die Kameraden. Mit weit geöffneten Augen blickte er hinüber, und seine Lippen bewegten sich im Takt des Liedes, das sie sangen. Seine Gedanken waren auf fernen Schlachtfeldern, in seinen Ohren donnerte der dumpfe Gesang der schweren Geschütze... Mit einem Male stand er auf. Taumelnd, ohne Krücke, den Kopf vorgestreckt, die Hände ein wenig erhoben, ging er schwankend, wie unter einem Zwang der Seele, zu den Kameraden hinüber und wurde mit Hallo und Handschlag und lustiger Rede empfangen.

Die Eltern und Schwestern blieben mit der Fülle ihrer Zärtlichkeit allein... Sie sahen ihren schwächlichen Jungen mitten unter den derb gestalteten Soldaten, seine Augen strahlten, sein Mund lachte wie nie vorher. Er saß zwischen zwei Musketieren, breitschulterigen Kerlen, und hatte die Arme um ihre Schultern gelegt. Und ein Gefreiter mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust trankte ihn mit einem Schluck Bier. Und dann sang er mit ihnen Kriegslieder, ganz hineingerissen in die Erinnerung an Marsch und Schlacht...

Waffenbrüderschaft... heiligste Gemeinschaft, gekittet auf Lebenszeit mit Blut und Eisen...

Die Schwestern waren ein wenig von ihrem ungetreuen Bruder enttäuscht. Aber die Eltern im weißen Haar sahen sich lächelnd an, sie begriffen.

Und am Abend sang im Garten am Rhein die Nachtigall. Der erblühende Glieder duftete. Wundersam rauschte der Strom. Der Wind war weich und warm. In der Ferne verklang ein Lied. Selig atmete der Frühling.

Gab es wirklich etwas, das noch schöner war als Waffenbrüderschaft? Gab es nach dem Höchsten auf der Erde, nach dem Kampf für Heimat und Vaterland, noch andere Dinge, an die man Seele und Heimat verlieren durfte?

Der Frühling kam; in allen Zweigen pochte der Saft und sprengte die Knospen, die erste Nachtigall sang in süß bebender Melancholie, ein wunderbarer Zauber entstieg den Poren der Erde und wehte seltsam ergreifend durch die Luft. Der Frühling wollte es wirklich noch einmal mit der grausam verstörten Erde versuchen! Der junge Soldat, der in der Seele noch die wilden Bilder des flammenden, donnernden, mörderischen Krieges trug, begriff es nicht; aber er hörte die Nachtigall und mußte es glauben.

Es gibt solche Damen.

Von Marie Stöna.

Das Stubenmädchen, das wie eine Schneiderin aussah und ein paar Zwirnsfäden über dem schwarzen Kleide trug, bat mich, 10 Minuten zu warten, die Gnädige stehe eben auf, sie sei sehr unwohl gewesen, einer Lungenentzündung nahe.

Ich wartete. Im Zimmer schwebte frischer Wohlgeruch über alten Lehnstühlen. Eine abgenützte Samtdecke umhüllte das Sofa. Ein hoher geschnitzter Schrank stand in zwei Hälften geteilt, von denen die eine hinter durchsichtigen Glascheiben Altweihner Schalen und altes Silbergerät zeigte, die andere hinter grünseidenem Vorhang vermutlich Pfropfen und zerbrochene Lampenzylinder verbarg.

Ein paar alte Bilder, ein paar echte Teppiche und doch etwas Unedlches in allem und über allem. Eine Einrichtung von 1890. Nirgends der Hauch eines neuen frischen Gegenstandes. Nicht einmal eine Postkarte aus den letzten Kriegstagen.

Ich sah im Geiste die Feste, die ich hier verlebt, Feste, mit einem überreichen Mahl beginnend, in musikalische Vorträge hinüberspielend, von Tänzen unterbrochen, entzündend, ausgelassen, abwechselnd zwischen Tango und Schubert... Der geistvolle Hausherr brachte einen lächelnden Plauderton in die erhitzten Gespräche, der als Ernst wirkte.

Und ähnlich würde es wohl morgen hier wieder zu gehen — denn in diese Mauern schien nichts gedrungen vom Sturm der Zeit.

Ein Rascheln im Vorhaus, ein Regen der gelbseidenen Vorhänge, die das Nebenzimmer abschlossen, — und die Gnädige schwebte herein, wie ein Engel vom blauen Himmelsbogen, im hellblauen duftigen Schlafrock, den Oberkörper unter Spitzen, die Haare gelb gefärbt, ein Lächeln auf den künstlich geröteten Lippen. Sie überflutete mich mit heiteren Reden. „Wie ist es Ihnen ergangen? Ich habe so oft an Sie gedacht! Wir haben den Sommer in Aufsee zugebracht. Es war entzückend! — Haben Sie jemand im Felde? Mein Bruder ist eingeküsst, denken Sie, er ist mit Leib und Seele Soldat. Ich zittere um ihn...“ Im blauen Voile Schlafrock. — „Ach, und unsere Freunde in Paris! Sie wissen, wir haben vergnügte Zeiten in Paris genossen — nun — die einen schreiben uns über Italien und werden uns immer treu bleiben. Aber da ist eine Frau, denken Sie, was die schreibt: „Ich hasse Euch, Ihr seid entsetzlich!“ und sie schimpft so sehr, daß mein Mann ihrer Briefe wegen jede Weile zur Polizei laufen muß, um anzugeben, wie sie heißt. Sie unterschreibt sich nie — wehe ihr — wenn sie einmal über unsere Grenze kommt! Ach Liebste — der Krieg — der Krieg! — Ich lasse mir gar keine Kleider machen — nur eine Bluse — man hat doch nicht Lust —“

Sie maß meine alte Jacke, lächelte und bog sich zurück — jetzt hatte sie auch meinen unmodernen Hut mit dem magern Reiter umfaßt...

Ich sagte ihr, wie sehr es mich bewege, durch die Stadt zu gehen und die Krieger zu sehen, die aus dem Felde kamen, und die einen seltsam scharfen Gegensatz bilden in ihrem Ausdruck zu dem der übrigen Straßengänger. Solche furchtbare Ruhe ist in ihren Blicken, so tief ernste Entschlossenheit, Manneszucht und Mannesehre. Sie schreiten wie Fremde durch die Reihen der taumelnden Fußgänger.

„Sie haben ganz recht,“ sagte sie, „aber mir ist es noch nie aufgefallen.“ Immer lachte sie, genau wie im Kranz ihrer Gäste.

„Gehen Sie häufig in Krankenhäuser?“ fragte ich.

Es schüttelte sie. „Zu den Verwundeten? Nein — von denen will ich nichts sehen. Man liest schon genug Trauriges in den Zeitungen... Sagen Sie, Liebste, wie steht es mit Ihrer Dienerschaft? Ist jemand eingeküsst? Denken Sie, mein Diener ist eingeküsst — und ich bekomme jetzt gar keinen — es ist furchtbar! Ich behelfe mich mit Stubenmädchen — Sie leben in einer so interessanten Gegend! Haben Sie schon einen Kosaken gesehen?“

„Gefangen wohl —“

„Aber noch keinen wilden? Wie schade! Ach —, ich möchte so gern ein paar Kirgisen sehen oder Kalmücken. Das müßte prachtvoll sein! Ich sehne mich manchmal nach etwas Grauensvollem, ich möchte auf ein Pferd gehoben und geraubt werden, ich möchte in einem Tscherkessenlager erwachen —, oder bei den Gurtkas! Wenn ich von den Indern lese, von den Singalesen, den Zuaven, den Tigern aus Bengalen — wird mir ganz schwach —“ Sie schloß die Augen, dann öffnete sie sie mit leisem Lachen und sagte geheimnisvoll: „Ich will Ihnen etwas anvertrauen! Letztlich war ich mit meiner Freundin Bozena bei den russischen Leichtverwundeten. Es waren aber nur Infanteristen. Ich wollte garnicht mitgehen — doch sie redete mir so sehr zu — Und da gab ich nach... Meine Freundin brachte ihnen einen Korb mit Früchten und Zigaretten, den mußte ich tragen. Ach, es war ganz eigen, die wilden Männer zu sehen. — Sie hatten so weiße Zähne und so große, hungrige Augen. — Natürlich hasse ich die Russen, das können Sie mir glauben —“

Ich glaubte es ihr —

„Ich hatte das Gefühl wie vor Jahren, als ich einmal in einen Löwenkäfig trat — mit dem Bändiger natürlich. — Die Bestien taten mir nichts — aber ich spürte wochenlang ein angenehmes Prickeln auf der Haut, wenn ich an den Augenblick zurückdachte —“

„Spüren Sie das jetzt auch in der Erinnerung an die Russen?“

„Sie spotten! — Sagen Sie übrigens meinem Mann nichts davon — er würde mich gar nicht verstehen. — Unsere Männer verstehen uns nie. — Ach, Liebste — wir werden einen langweiligen Winter haben. — Wenn man wenigstens ein paar Gefangene einladen könnte!“

Eine Klingel ertönte. Die Tür öffnete sich rasch.

Der Hausherr trat ein, er war sehr erregt. Seine rote Stirn lag in Furchen, die kräftige Nase schien breiter als sonst. Flüchtig begrüßte er mich. Seine Frau hob sich zu einem Kusse. Er reichte ihr die Wange.

„Jetter!“ rief er, „ich muß deinetwegen schon wieder zur Polizei laufen, — es ist furchtbar! Man wird dich noch einmal einsperren!“

„Zu den Russen?“ fragte sie.

Er sah sie groß an. „Nein — zu ein paar alten Weibern! — Stellen Sie sich vor — letztlich sagt sie im Kaffeehaus halblaut zu ihrer Freundin: wenn die Russen kämen würde sie sie begrüßen und bewirten. — Das hört jemand am Nebentisch, zeigt Jetti bei der Polizei an und ich hatte die größte Mühe, sie vor dem Eingesperrtwerden zu bewahren!“

„Liebes Herz, sei mir dankbar, daß ich dich beschäftige — du hättest ja sonst gar nicht zu tun!“ flötete Jetti.

„Nun wird mir aber die Beschäftigung doch zu arg! Ich bin heute schon wieder vorgeladen worden.“

„Weshalb denn?“

„Natürlich deinetwegen! — Irgend ein verrücktes Frauenzimmer hat sich Eingang zu den verwundeten Gefangenen verschafft und in einem Korb unter Obst und Zigaretten einen bürgerlichen Anzug eingeschmuggelt, in dem ein Russe entfliehen sollte. Die Sache ist noch zum Glück rechtzeitig entdeckt worden. — Aber in einer mir rätselhaften Weise bringt man jetzt dich damit in Zusammenhang! Ich bin außer mir, — denn auf solchem Verrat steht Todesstrafe!“

Er bemerkte nicht, daß Jetti mit einem leisen Schreckenslaut nach meiner Hand gegriffen hatte. Jetzt sah sie ihn mit angstvoll aufgerissenen Augen an —

„Ich bin unschuldig,“ stöhnte sie, „ich schwöre dir, daß ich unschuldig bin — den Korb hatte Bozena gefüllt — nicht ich —“

„Also weißt du davon?“ rief er entsetzt.

„Aber nur vom Obst — von nichts anderem — jetzt versteh' ich, weshalb die Bozena mich vorschob. — O Gott — o Gott!“

„Was habt ihr getan?“ schrie der Gatte empört.

Jetti pflegte in Augenblicken der Bedrängnis stets in Ohnmacht zu fallen und es ihrer Umgebung zu überlassen,

eine Erklärung herbeizuführen. Sie lag sogleich mit nach hintenfallendem Haupte über dem Sofa und ließ die Arme kraftlos niedersinken.

Ich beruhigte ihren Mann und klärte ihn auf, so gut ich es vermochte. „Weden Sie sie!“ bat er, „ich darf keine Minute verlieren und muß nun wieder zur Polizei rennen, um ihre Unschuld zu erweisen. Seit dem Kriege komme ich nicht aus den Aufregungen heraus. — Wenn er noch lange dauert, gehe ich zu Grund!“ — Er lief davon.

Jetti erwachte sogleich.

„Liebste — wie dank ich Ihnen! Nun wird er die Sache wieder in Ordnung bringen. Aber Sie sehen, wie gefährlich es ist, Freundinnen zu haben.“

Sie strich ihr Kleid zurecht und zupfte an ihren Fäden.

„Es ist furchtbar, was ich mitmache — wenn wir nicht bald Frieden kriegen, bringt der Krieg mich um! Und dabei habe ich seit Kriegsbeginn noch nicht das kleinste Abenteuer erlebt! Wollen Sie mir glauben?“

Ich glaubte es ihr. Aber das lag nicht an ihr.



Im Bekleidungsamt.

Von Agnes Harder.

Durch hohe Gürtprache war ich hineingekommen — in das Bekleidungsamt einer norddeutschen Provinzstadt, die stolz ist auf ihr Militär. Ob ich sehen wollte, wie in Kriegszeiten für unsere Soldaten gesorgt würde für das, was uns Frauen mit dem kommenden Frühling wieder so besonders am Herzen liegt — für des Menschen äußere Hülle? Denn wenn Kleider Leute machen, wie es Gottfried Keller in seiner feinsinnigen Novelle beweist, so macht doch schließlich das Kleid auch den Soldaten! Man sehe unsere jungen Kriegsfreiwilligen! Deutsche Militärmode aber im Bekleidungsamt zu finden — dessen war ich sicher!

Da ich keinen Passierschein hatte, so hielt mich der Posten am Hoftor fest, bis mein Führer kam und mich erlöste. Ich hatte so eine Weile Zeit, nun die hochbepackten Wagen mit Drillisch und Militärtüchern zu sehen, die eben abgeladen wurden. Das Bekleidungsamt war in einer städtischen Baukschule untergebracht, die mit jener Verschwendung gebaut war, mit der das „arme“ Preußen seine Hochachtung vor allem bezeugt, was zur Ertüchtigung seiner Bürger dient. Groß, hell, geräumig — und gefüllt mit einem männlichen Bienenstaat, der bei alleremsigster Arbeit war, denn ein Teil geregelter Auschwärmen nach Ost und West. Alles trug Uniform, erwies meinem Führer die militärischen Ehren, war genügend gedrillt — oh, welch ein süßer Klang liegt in diesem Wort für ein barbarisches Ohr! — um des Kaisers Rod keine Schande zu machen, ob auch ein noch so tüchtiger Schneider oder Schuhmacher darin steckte.

Wir gingen zuerst rasch durch die Vorratsräume. Hier sah die Welt feldgrau aus. Als ob alle deutschen Maschinen Tag und Nacht nichts anderes webten als feldgraues Tuch. In einer Ecke schlüchtern ein paar scharlachne Ballen für Biesen, verschwindend. Und das wird nicht etwa so ohne weiteres abgenommen, weil es doch not tut. O nein. Jedes zehnte Stück kommt über die „Welle“, einen sehr kunstreichen Apparat, der es in seiner ganzen Länge und Breite gegen das Licht laufen läßt, um etwaige Fehlstellen zu prüfen. Dann wandert es in einer Probe in den Streckapparat, eine Art Prokrustesbett, wo es langsam bis zum Reißgen gedehnt wird. Einmal in trockenem, einmal in nassem Zustand, gerade wie später im Feldgebrauch, wo der nasse Zustand ja leider nichts Seltenes ist. Das geschieht auch mit der Leinwand. Da zeigt sich dann, daß alles, was von Pflanzungen herkommt, auch in der verarbeiteten Faser noch der Nässe zugetan ist. Denn nasses Leinen reißt doppelt schwer, nasse Wolle aber halb so leicht, weil das animalische Abneigung vor äußerlicher Feuchte hat. Mit

der innerlichen steht es oft anders. Wer aber das Land gut kennt, den Nährboden alles, aber auch alles natürlichen Verständnisses, der denkt dabei an den ängstlichen Trott der Schafe zum heimischen Stall bei aufziehendem Gewitter, dem Garten und Felder entgegen lechzen. —

Im Bekleidungsamt lernt man die Arbeit im großen kennen. Da hat die Mutter nicht den Eßtisch ausgezogen, das Zeug ausgebreitet und zieht nun mit dem Mädchen sorgsam den Schnitt auf den Stoff. Vielleicht daß doch noch etwas für das kleine Hänschen abfällt! O nein! Hier will ein Armeekorps im Kriegszustand, d. h. mit Reservekorps, Landwehrkorps und allem, was dazu gehört, versorgt sein, und an Schonen, wie es die Mutter so dringend empfiehlt, ist nicht zu denken. Die Sachen müssen recht sehr strapaziert werden, und das Beste ist gerade gut genug.

Also auch die besten Kräfte. Sihen die in Maschinen — her mit ihnen! Und da stehen die geschicktesten Zuschneider — einer ist sieben Jahre in Paris gewesen, wahrscheinlich aber nicht im Militär-Bekleidungsamt — gebückt über ganze Stapel sauber übereinandergeschichteten Stoffs. Auf der obersten Lage sind die Schnitte mit Kreide aufgezeichnet, und eine haarscharfe, kleine, elektrisch betriebene Maschine läuft, dem Druck ihrer Hand gehorchend, durch die Stoffe, und Duzende von Hemden, Hosen und Jacken entstehen in ihrer Grundform. Diese nützlichen Maschinen kommen aus Amerika. Dann sind sie sehr teuer. Oder aus Deutschland. Dann sind sie ebenso gut und kosten nur den fünften Teil. Hoffentlich kommen sie bald nur noch aus Deutschland.

Was so zugeschnitten ist, kommt in die Schneiderwerkstatt. Da sitzen viele, viele Schneider mit untergeschlagenen Beinen auf langen Tischen, wie im Märchen die beiden Uberschlauen, die des Königs unsichtbare Kleider nähten. Hier nähen sie auch des Königs Kleider, zum Glück aber sehr sichtbare. Neben den Tischen öffnen die riesigen Glidbeutel, ich glaube, sie heißen „Hölle“, ihre Mäuler. Dann geht es an die Maschinen, zu den Knopflöchern, den Achselflappen, und hier öffnete sich der Saal für die Frauenarbeit. Die kleben die Namenszüge auf die Achselflappen, plätten sie fest, und auf besonderen Maschinen werden diese geheimnisvollen Zeichen dann durchgesteppt. Auf anderen entstehen die Zahlen des Regiments im Kettenstich. Es geht alles flieberhaft rasch. Es ist eben ein Bienenstaat — und die Zeit des Tragens. Alle Todesfelder stehen im Blute. So viel, ach so viel, was von fleißigen Fingern, von flinken Maschinen hier genäht wird, liegt bald in dunkler Erde.

Daran denke ich, wie ich meinem Führer auf den Hof hinaus in neue Gebäude folge. Im Frieden gehören sie der Maschinengewehrabteilung. Ich bin aus der Baukschule auf den Kasernenhof gelangt. Aber was für ein Gehämmer tönt mir entgegen? Ein anderes Tempo, ein wenig an die „Meisterfinger“ erinnernd, ein anderer Klang — ich bin in den Schuhmacherwerkstätten, wenn die Bezeichnung noch für Räume paßt, in denen täglich 3000 Paar Stiefel entstehen können.

Zuerst auch hier das Rohmaterial. Mächtige Rinderlederhäute. Drei Jahre liegen die in der Gerberlohe, ehe sie die richtige Stiefelschmiegsamkeit erlangt haben. Aber die Chemie kann dieses natürliche Verfahren zum Glid künstlich beschleunigen. Daß hier beim Zuschneiden die Maschine zu Hilfe genommen werden muß, ist selbstverständlich. Es werden aber all diese Vorderblätter, Kappen, Sohlen und Absatzstücke einfach ausgestanzt. Ein Druck, ein Rücken, und die sauberste Arbeit liegt vor. Dann kommt aber doch wieder die allerschickteste Maschine zu ihrem Recht — die Hand des Menschen. Die zieht den Stiefel auf den Leisten und näht ihn mit der Nadel an die Brandsohle. Den Gebrauch dieser Nadel, des eigentlichen Schuhmacherwerkzeuges, muß jeder Hans-Sachs-Sänger sorgfältig in der Werkstatt erlernen, sonst „klappt“ die große Szene der Johannisnacht nicht, im eigensinnigen Sinn des Wortes. Nun, hier „klappt“ es tausendfältig. Der Offizier, der diese Säle unter sich hat, ist in seinem Zivilstand Landgerichtsrat. Jetzt ist er Schuhmacher. Das nennt man im Ausland „Militarismus“.

Später lösen dann neue, sehr vielfältige Maschinen die Menschenhand ab. Es gibt eiserne Keisen, auf denen die Sohlen von selbsttätigen Hämmern bearbeitet werden, die Art und Tempo wunderbar ändern, wenn sie an die Wölbung der Sohle kommen. Nägel werden eingetrieben, Absätze zusammengefügt und gerade geschnitten, das Auge des Gesetzes wacht über allem. Denn das ist schließlich doch das stärkste Gefühl, wenn endlich so ein weicher, starker Stiefel nachdenklich von mir in der Hand gehalten wird: sorgfältiger, hingebender in jeder Kleinigkeit kann eben nicht gearbeitet werden. Mag man dieses System nun „Potsdam“ nennen oder wie sonst man will. Es ist doch eben das Kantische Gesetz treuester Pflichterfüllung auch im Kleinen und kleinsten, das ein deutsches Herz stolzer schlagen läßt. Es schlägt zwölf Uhr. Draußen, auf dem Hof, wird die Parole ausgegeben. Ich nehme dankbaren Abschied von meinem Führer. Langsam gehe ich in der Aprilsonne dem Ausgang zu, steige über die schmalspurigen Gleise einer Feldbahn, die vom Bekleidungsamt zum nahen Bahnhof gelegt ist, um die fertige Mannschafts-Ausrüstung auf dem kürzesten Wege zu befördern, und fühle dieses seltene Glücksempfinden, das wir nur dann noch genießen, wenn irgend etwas, das mit dem großen augenblicklichen Lebenszweck zusammenhängt, vollkommen gelöst ist.



Ein Abschied.

Von Hermann Wagner.

Hans trat vor den Spiegel und sah nach, ob seine Uniform so sei, daß er es riskieren konnte, in ihr eine Dame zu besuchen.

Oh ja, es ging.

Er freute sich sogar, denn er fand, daß er als Soldat gar nicht so übel aussehe. Die acht Wochen Ausbildung hatten ihn nur zu seinem Vorteil verändert. Freilich, einen eminent kriegerischen Eindruck machte er nicht. Aber doch den eines Freiwilligen, der mittat, weil es ihn dazu drängte. Das sah man ihm an.

Hans suchte in dem Verzeichnis nach der Telefonnummer des Architekten Bösch und läutete an:

„Hier Rechtsanwalt Dr. Döring . . . Gnädige Frau?“ Er lächelte unwillkürlich, als er ihre Stimme vernahm. „Ja, ich bin es, ich selbst . . . Sie sind also daheim? Und haben ein wenig Zeit für mich? . . . Vortrefflich. Dann komme ich also. Ein letztes Mal. Abschied nehmen . . . Wann es fortgeht? Morgen. Morgen früh . . . Also, ich eile. In 15 Minuten bin ich bei Ihnen . . .“

Hans sah nochmals in den Spiegel, so, als wüßte er den sonderbaren und wie unwirklichen Eindruck, den er von sich selbst gewann, sich genau einzuprägen, strich sich dann seufzend durch die Haare und verließ seine Wohnung.

Während der Tag nacht verrann, saßen die beiden in der Dämmerung beieinander und redeten von dem, was allein die Zeit jetzt bewegte.

„Mein Mann?“ Die schöne Frau streifte mit dem kleinen Finger die Asche von ihrer Zigarette. „Oh, der befindet sich wohl. Sie kennen ihn ja: immer laut, zugreifend und ein wenig gewalttätig. Ganz das Gegenteil von Ihnen. Der Etappendienst behagt ihm natürlich nicht. . . Aber Sie? Was ist's mit Ihnen? Sie sehen . . . ja wahrhaftig, Sie sehen geradezu glücklich aus!“

Hans errötete und sagte: „Das bin ich auch, liebe Freundin.“

„Und das nur deshalb, weil es morgen fortgeht?“

„Ja, auch deshalb. Hätte ich mich sonst gemeldet? . . . Aber es gibt auch noch einen andern Grund für mich. Und der gilt ganz besonders heute. Jetzt, in dieser Stunde . . .“

„So,“ sagte Agathe, indem sie dieses Wort seltsam hinzog und vor dem Dunkeln, das in ihrer Stimme lag, fast erschraf, „und dieser Grund ist?“

Hans schwieg.

Aber dann, da es nun fast schon finster war, antwortete er: „Dieser Grund ist der, daß ich Ihnen heute etwas sagen kann, was ich Ihnen sonst immer verschwiegen hätte.“

Eine Stille entstand, deren kodenlose Tiefe allein schon eine Erklärung war.

„Warum gerade heute?“ fragte Agathe endlich.

„Warum? Das will ich Ihnen sagen. Deshalb bin ich hier.“

„Aber wollen wir zuvor nicht Licht machen?“ fragte Agathe.

Er bettelte: „Nein, tun Sie das nicht. Ich könnte sonst nicht reden.“

Und so blieb es finster.

Von unten hallte dumpf der schwere Massenschritt eines vorüberziehenden Regiments. Die Soldaten sangen. Die Melodie war von ehernem Ernst.

Hans fragte: „Liebe Freundin, glauben Sie daran, daß man seinen Tod vorausfühlen kann?“

„Nein,“ sagte Agathe.

„Nun,“ entgegnete Hans, „dieser Glaube ist wohl nur möglich, wenn man durch Erleben zu ihm gelangt . . . Sehen Sie, ich habe seit einigen Tagen das bestimmte Gefühl, daß ich bald sterben werde.“

Agathe schwieg.

Hans preßte die Hände gegen die Stirn, als denke er angestrengt nach. Sodann fuhr er fort, sich zu erklären. Allein er tat das so, als spreche er zu sich selbst. Nichts Weichliches war in seiner Stimme, aber etwas von Gehobenheit und leiser Inbrunst.

„Wissen Sie, es geschah in einer Nacht in der Kaserne. Ich lag auf meinem Bett. Die Kameraden um mich schliefen. Da wachte ich auf. Was es war, das mich weckte, kann ich nicht beschreiben. Es war ein Gefühl. Ein trauriges Gefühl, in dem doch eine unennbare Süße wohnte. Es umspann mich sacht, es hüllte mich ein wie eine Wolke. Und diese Wolke trug mich. Hoch hinauf, von der Erde fort. Es war ein wunderbares Schweben, in dem ich allmählich die Erdschwere verlor . . . Und da wußte ich mit einem Male, daß ich bald sterben würde. Und das erschreckte mich gar nicht. Gar nicht. Und wenn ich doch eine Art von Schmerz empfand, so geschah es nur deshalb, weil ich fühlte, daß ich jemand zurückließ, der mir teuer war. Das waren Sie. Aber dieser Schmerz hatte jene Süße, die der Liebe anhaftet, auch wenn sie unglücklich ist. Ja, dann erst recht . . .“

Durch den Ofen ging ein leises Stöhnen. Das kam von dem Sturm, der über die Dächer hinheulte. Die Fenster zitterten und klirrten.

Nach einer langen Pause fragte Hans: „War es ein Unrecht von mir, daß ich Ihnen das sagte?“

Agathe zögerte.

Dann antwortete sie: „Nein, so wie Sie es mir gesagt haben, war es wohl kein Unrecht . . .“

Aber als fühle sie das Trodene, das in diesen Worten lag, und als fühle sie überhaupt, daß es Dinge gab, die man nicht aussprechen konnte, machte sie ihre Stimme plötzlich sehr zärtlich und fügte hinzu: „Lieber Hans . . .“

Er nahm die Hand, die sie ihm bot, küßte sie und erschauerte unter ihrem Druck.

Leise sagte er: „Liebe Freundin, ich bin sehr, sehr glücklich . . .“

Damit erhob er sich.

An der Türe verabschiedeten sie sich. Ihre Gesichter waren wieder die alten, gleich freundlich, gleich herzlich.

Agathe sagte: „So, nun bleiben Sie gesund und denken Sie daran, daß jemand hier ist, der Nachrichten von Ihnen erwartet . . . Behüte Sie Gott!“

„Auf Wiedersehen!“ sagte Hans.
„Auf Wiedersehen!“ sagte Agathe,
Und sie nickten einander zu.

Von Hans trafen bei Agathe keine Nachrichten ein. Dagegen häufig solche von ihrem Mann, deren Ton immer der gleiche laute, fröhliche und nur ein wenig ungeduldige blieb.

In seinem letzten Briefe schrieb er: „Uebrigens, weist du es schon, daß der kleine Döring gefallen ist? Es soll gleich in dem ersten Gefecht geschehen sein, das er mitgemacht hat. Schade!“



Ein Frühlingstag.

„Langsamer feuern!“ — Der blonde Leutnant schreit's in den tosenden Wirrwarr. Vor ihnen auf 100 Meter. — nein, noch viel weniger, — ein zuckender, braungelber Knäuel. Wandervoll, die Ordnung, mit der sie vorstürmten — seit dem Mittag! Und nun geht es in den Abend. Der Angriff abgesehen. Sie hatten nicht damit gerechnet, daß sie heute kämen, die Engländer. Aber ihre Kanonen schossen wie verückt, und dann stürmten sie selber vor. Und als dann die Sonne durchbrach, — eine Sonne, die man Wochen und Monate entbehrt hatte, die man gar nicht mehr kannte und die nun an diesem Vorfrühlingstag den flandrischen Nebel besiegte, — wurden sie aufeinander geschossen.

Die Geschütze spielten weiter. Die Granaten heulten in den blauen Himmel, auf beiden Seiten krepitierten sie hinter den Linien, — die deutschen weiß und schwarz, die englischen gelb und dröhnend. Schwere Schiffsaeschütze, klaffende Löcher auf beiden Seiten im lehmigen Ader. Zuweilen explodierte eine Lage Schrapnells mit schönen, weißblauen Wölkchen, die lange in der Windstille standen, dann duckte man sich in den Gräben. Drüber hin segten die Kugeln und surrten dumpf und unheimlich die Sprengstücke, um mit einem lauten, unzufriedenen Klack sich in den Boden einzuwühlen.

„Langsamer feuern!“ — Die Grauen ließen nach. Müde, erschöpft, aber verhasst, mit sich vor wüthiger Freude verzehrenden, heißen Blicken. Nach und nach hörten sie auf. Nur die Wachen am Maschinengewehr witterten bisweilen noch nach vorn. Schneidend klatschte dann das Tak-tak. Von der anderen Seite flog bisweilen ein Geschöß wie eine Schwalbe pfeifend vorbei. Und dann war alles still. . . denn das Donnern der Geschütze hört man nicht, wenn man es gewohnt ist. Ein paar Mäusen tangten in der Abendsonne, hatten sich in diesen toten Gräben verirrt. . .

Ja, es war tot in dem Graben! Eng und nah und lehmig. Einen richtigen Unterstand gab's auch nicht. Denn es war ein Vorraben, 150 Meter vorm Feind. Auf seiner Sohle sammelten sich Lehm und Wasser knietief, eine zähe, kluckende Masse. Ueber sich hatte man meist grauen Nebel, vor sich grauen Nebel.

Nun war die Sonne da, die herrliche Frühlingssonne. Und der Himmel blau. Flieger kreisten lässig daher; die Motore surrten. Der Leutnant kroch an den Schütz im Schuttschild und spähte nach vorne. . . ein paar Acker, ein Hof, bis auf die Grundmauern niedergebrannt, eine Weidenkumpffette, dahinter noch ein paar Acker oder eine Wiese und dann Wald. Dort am Waldrande lagen die feindlichen Gräben. Und hinterm Wald, gar nicht weit, mußte Overn liegen.

Der Leutnant sah dies alles zum ersten Male, denn er war noch nicht lange hier. Er trug Reiteruniform, war abkommandiert, zum dritten Male lag er nun in diesem Graben. Die beiden anderen Male hatte er vor Nebel nichts sehen können. Heute freute er sich, — des Erfolges, der Sonne. Nun gab es doch mehr als Nebel und Lehm. Nun gab es: Kampf und Sieg, Licht und Luft — wie im Sommer, da sie auszogen, überall den Feind aufhielten.

Dann kamen sie in die Gegend von Overn — Oktober wurde es — sie zogen in die herrliche, alte Stadt. Wie hatte er sich damals über alles gefreut, über die spiegelnden Scheiben, das Ebenmaß der Straßen, den Gesang der marschierenden und vorbeirumpelnden Kolonnen, über die herrliche Tuschalle. Deren Turm stand friedlich und feierlich in dem schönheitsberauschten Abendhimmel.

Und er dachte an die Mittagsrast vor der Stadt. Ein Edelstüb war's, inmitten eines Parkes mit weiten Rasenflächen, un- durchdringlichen Gebüsch, Tannen- und Buchenhainen, mit

leuchtenden Beeten und einem Mädchen, das den fremden Offizieren stolz und königlich entgegentrat und sie mit leichtem Kopfnicken zum Abble bat. Seitdem hatte er sie nicht mehr gesehen. — — — Seltsam, daß jetzt alle diese Erinnerungen kommen mußten! Da durchfuhr ihn ein Schred. War's dieser Park nicht? Nein! Aber doch — ganz sicher — das: der Park ist's, durch den die Ablösung kommt, in dem das Schloß zusammengeschossen ist. Daß er das nicht eher bemerkte! — Wie herrlich war's damals gewesen: am Morgen wachte man nicht, wo man am Abend seinen Schädel betten würde, — verstaubt war man, aber kindlich froh und guter Dinge. Und nun lebmbekräftet, einsam, still, von Tag zu Tag das Gleiche, Nerventödtende.

Und jede Ablösung kostet es einen. Das erste Mal war's ein blutiger, lachender Kerl. Fünfsig Schritt zurück lag er im lehmigen Hügel. Das Kreuz war umgefunken; das sah man, wenn man rückwärts spähte. — Ein goldiger Kerl war's, voll Leichtsinns und Lebenslust. Voll sprühender Laune. Und er und dieser Braunkopf hatten gleich Freundschaft geschlossen. . . heute hatte er ihn gerächt, selbst, selbst den Engländern einen auf den Hals gebrannt. Dessen war er zufrieden. Was konnte er noch für den lieben Toten tun? — Seiner Mutter und seiner Liebsten hatte er geschrieben und alle Papiere und Bilder geschickt, die jener bei sich trug. . .

Nun blieb nur das Grab zu schmücken; impulsiv sprang der Blonde auf. Da sausten schon die englischen Geschosse und schleunigst duckte er sich. Nein, sie sollten ihn so nicht haben! Dann rief er: „Kinder, ich geh' mal eben zurück!“ Drüber regte sich nichts mehr: nur ein Sterbender schloß die Augen. — —

Und dann kroch er durch den Auserwählten zurück, kam hinter das Gebüsch im Park. Nun sprang er über die Wiese, und dann kroch er vor dem Schloß in der Sonne und fand richtig: Schneeglöckchenbüschel, Krotus und unfern im Rasen, Esen — Weiden. Er grub mit seinen feinen Händen alle tief mit der Wurzel aus. Sein Gesicht glühte wie das eines Jungen vor Eifer. Er war ja auch so jung: das hier war ein Geschäft, lieber als blutiger Kampf. Aber nein, doch nicht: — — denn das ging doch um Deutschlands Ehre.

Er grub und grub im tieferstehenden Sonnenlicht und nahm alles auf den Arm. Schloß eine Weile die Augen, dachte an die Heimat, wie er sonst um diese Zeit Weiden auf jenem Berge suchte. Und Schlüsselblumen auf jener Wiese. Und mit seiner Mutter im Garten ging und sich über Schneeglöckchen und Frühling freute. Und dachte an den Lenz des Vorjahres, wie er mit der liebsten Hand in Hand ging. Nahm ihr Bild aus dem Brustbeutel, hielt es mit den schlanken, schmutzigen Fingern in die Sonne, küßte es, — hielt es noch immer, schloß dann zurück, hinter den Grabhügel — — und hub nun an und pflanzte und pflanzte im scheidenden Sonnenlance. Wie wohl war ihm doch dieser Frühlingstag. . . ganz wie daheim. — —

Schh — machte ein Geschöß; die im Schützengraben duckten sich. Der Blonde hörte nur einen Knall: es war ihm in die Stirn gedrungen. Ihm wurde rot vor den Augen, dunkel. Es kreiste in seinen Ohren. Und er sank vornüber. Ein Blutstrom tropfte auf die Frühlingsblumen.

Die im Graben warteten und warteten auf den Leutnant. In der Nacht wurden sie abgelöst. Der Schein der Mondsilber erhellte schwach das Grab. Sie fanden ihn — kalt und stumm. Das Blut war an seiner linken Seite herabgelaufen. Die rechte beschien das Mondlicht. Er lächelte, rubig, schmerzlos. In seinem blondhaar verdeckten sich silberne Strahlen. Dabei dachte wohl seine Mutter, eine Liebste an ihn — an diesem herrlichen Frühlingabend. . . Sie lösten ihm die Hände, deren eine ein Bildchen hielt, und falteten sie. Dann gruben sie ihn daneben ein und pflanzten die blutbespritzten Frühlingsblumen darauf. In der Ferne stöhnten und klagten Verwundete. Sonst war alles totenstill. Ein silberner Wind rauschte in den Parkgebüsch auf, die ihre Äste dehnten, wie junge Mädchen, die Sehnsucht haben, die Arme reden.

Paul Dingens (in der „Aller Kriegszeitung“).



Das Hindenburgbuch.

Im Verlag Georg Müller in München ist dieser Tage ein Buch erschienen, das ein bleibendes Denkmal der Ruhmestaten der deutschen Ostarmee und ihres genialen Führers genannt zu werden verdient. Der Herausgeber, Dr. J. M. Schoenthal, hat in diesem „Hindenburgbuch“ die zahlreichen teils gar nicht, teils wenig bekannten oder schon wieder vergessenen kleinen Züge aus

* Preis geheftet 2 M., gebunden 3 M. (mit 16 Bildbeigaben).

dem ungeheuren Drama gesammelt, das sich im Osten unseres Vaterlandes abspielte. Aus der Fülle weiterer und ernster Anekdoten und Erlebnisse greifen wir nachstehend einige heraus:

Wie Hindenburg beinahe von den Bayern gefangen wurde.

Auch die bayerischen Landwehrmänner haben Hindenburg gesehen, und er hat sich dabei von ihrer Pflichttreue überzeugen können. Dies schildert recht glaubhaft und ganz anspruchlos der Gastwirt Stinauer in einem Feldpostbrief, den er in seine Heimat Tagladings richtete:

„Wir waren auf sechs Tage den Königsjägern zugeteilt als Patrouille. Da haben wir einmal den berühmten General Hindenburg bei Nacht im Automobil angehalten. Ich fragte um den Ausweis. Hindenburg antwortete, er habe keinen. Ich sage ihm hierauf: Dann müssen Sie hier bleiben, Sie werden zur Feldwache geführt. Jetzt hat mit lächelnder Miene der Feldmarschall seinen Bettel herausgeholt, dann ließen wir ihn weiterfahren. Mit mir war bei dem Abenteuer ein Bauer von Rochel mit Namen Wörle.“

„Er zählt erst.“

Am Tage nach der Einnahme von Lodz wurde in einer Kieler Mittelschule die Kinder mit den Worten entlassen:

„Wie groß die Siegesbeute ist, kann noch nicht gesagt werden. Hindenburg zählt erst die Russen.“

Die „Elitetruppen“.

„Barbaren“, wie die Deutschen sind (wenigstens nach Ansicht ihrer Feinde), vertrieben sie sich die Langeweile in Festungen und Schützengräben mit der Ausgabe von „Kriegszeitungen“. Auch im Bollwerk der Provinz Ostpreußen, in der Feste Boyen, erschien ein solches Blatt, die Löbener Kriegszeitung.

Ihr entstammt u. a. die folgende kleine Geschichte:

Der Kommandierende General hielt besonders streng darauf, daß die Straßen stets dem ungehinderten Verkehr dienen konnten. Sein Kraftwagen sollte überall freie Fahrt haben. Man kann sich daher die unangenehmen Gefühle des Kommandanten einer nahen Grenzstadt vorstellen, als er unerbittlich auf seiner Straße eine riesige Hammelherde dahervandern sah. Mit Schmerzen wartete er auf das Ende des Zuges; denn alle Augenblicke konnte der Kommandierende mit seinem Kraftwagen daherkommen, und dann war der Weg versperrt. Nichts! Da erscholl ja schon der Klang der bekannten Dupe. Und wenige Minuten später stand der Kommandant vor dem Gesträngen. Die Erzählung war aber gut gelaut und sie meinte nur scherzend:

„Na, Ihre Elitetruppen habe ich ja soeben gesehen!“

Der Oberst stammelte etwas, was wie eine Entschuldigung klang. Aber die Erzählung winkte ab:

„Lassen Sie nur! Sie waren in tadelloser Marschordnung!“

Die versteckte Pulverfiste.

Infolge eines überraschenden Angriffs der Russen mußten die vordersten Linien etwas zurückgenommen werden. Dabei hatte ein Munitionswagen das Mißgeschick, daß ihn eine Granate traf. Es war nun notwendig, dessen Fracht auf andere Munitionswagen zu verteilen. Eine Pulverfiste fand jedoch kein Unterkommen mehr, sie wurde daher neben der Straße in einem Graben versteckt. Dann setzte man den Rückzug fort. Erst am nächsten Tage gelangten Verstärkungen an und mit frischem Mutte ging es wieder vorwärts. Die versteckte Pulverfiste befand sich noch in dem Strahengraben und bestürzt meinte ein Gefreiter: „Na, sehen Sie, Herr Wachtmeister, hab' ich's nicht immer gesagt?“

„Was denn?“

„Na, daß die Russen das Pulver nicht entdeckt haben.“

„Hübsch arrangiert“.

Von der Anwesenheit Kaiser Wilhelms im Osten wird jetzt mager hübsche Zug erzählt. So besuchte der Kaiser eines Tages den General v. B., unterhielt sich mit dem General und seinem Stabe vortrefflich, ließ sich vom Stand der Operationen erzählen und nahm in bester Stimmung Abschied. Als er das Hauptquartier des Generals verließ, wurden gerade einige tausend gefangene Russen — wirklich ganz zufällig — vorbeigeführt. Kaiser Wilhelm wandte sich um und sagte lächelnd: „Na, lieber B., das haben Sie aber sehr hübsch arrangiert!“ Sprach's, bestieg sein selbstgekauft Auto und fuhr unter den begeisterten Grüßen der Truppen nach seinem Standort.

Das Erkennungszeichen.

Irgendwo in Polen war es. Eine Patrouille war ausgesandt worden, um die feindliche Planktenstellung zu erkunden. Nach längerem Marsch bemerkte die kleine Abteilung an einem Waldstreifen jenseits einer breiten Riedung ein paar Soldaten.

Man ging sofort in Deckung. Die drüben taten das gleiche. Unmöglich zu erkennen, ob dies nun Freund oder Feind war. Da meinte der Unteroffizier:

„Kinder, die Chose ist faul. Einer von uns muß sich so weit in die Richtung vorwagen, daß er herauskriegt, was da drüben für Kerle stecken.“

Den Einjährigen M... durchblitzte ein Gedanke. Er fing laut zu singen an:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall...“

Und vom Walbrand klang es wieder:

„Wie Schwertgeklirr und Wogenprall...“

Die drüben waren nämlich Oesterreicher.

Das lange „f“.

Die kleinen ABC-Schützen bekommen die Aufgabe, eine Anzahl Wörter mit zwei langen „f“ zu schreiben. Einer der Kleinen entledigt sich seiner Aufgabe, indem er Messer, Kasse, Tasse und ähnliches schreibt. Da fällt ihm auch noch das Wort „Russe“ ein. Aber er bedenkt sich und meint schließlich:

„Mutter, Russe schreibe ich nicht oder wenigstens so schlecht, wie ich kann.“

„Der Ungeziefer hat, trete vgr.“

In einem russischen Dorf ließ ein deutscher Hauptmann seine Kompagnie antreten und befahl:

„Der Ungeziefer hat, trete vor!“

Jauchend taten dies drei Mann. Der Hauptmann lachte.

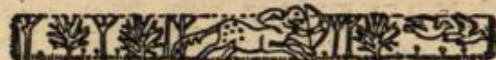
„Was, Kerls, schämt euch wohl? Ist's denn ein Wunder, wenn man Käse kriegt, wo tags zuvor die Russen gelegen haben?! Ich bin gänzlich verlaunt! — Also: Der Ungeziefer hat, trete vor!“

Und wie ein Mann trat die ganze Kompagnie vor.

Der Kleinmütige Jude.

In Russisch-Polen wurde ein Jude verhaftet unter der Beschuldigung, er habe im Kaffeehaus Kleinmütige Neukerungen getan. Der Polizeirichter fragte ihn nun, wie sich die Sache verhalten habe.

„Ich schwör' bei allen“, begann der Jude, — „was mir teuer ist. Hat sich verhalten die Sache so. War die Rede davon: wie wird ausgehen die Schlacht bei Warschau? Hab' ich gesagt: nu, haben wir gesiegt bei die masurenischen Seen, haben wir gesiegt bei Bloslawek, werden wir auch siegen bei Warschau!“



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Auf der Wanderschaft.

Wir haben Red' um Rede getauscht,
Das Wasser im Tal hat fröhlich gerauscht,
Wir haben weise Gedanken gelponnen,
Neben uns glänzte das Licht der Sonnen.
Und mutig des Geistes Schwert wir zogen,
Um uns die bunten Falter flogen.
Und über Gott und Welt wir stritten,
Die Bäume am Weg es ruhig litten.
Und unsre Geister sich quälten und mühten,
In den Gärten die Rosen nickten und glühten.
Wir sahen uns an mit erzürnten Mienen,
Zwischen Kräutern und Blumen summten die Bienen.
Und wie aus Ende des Wegs wir gekommen,
Da war das Tageslicht verglommen.
Nun können wir noch grübeln beim Mondenschein,
Es wird wohl immer daselbe sein:
Da dranken rauch't's, da sing't's und schwirrt,
Und kummert sich nicht um den, der irrt.

Wilhelm Steinhilber.

*

Aus dem Leben berühmter Männer.

Ein Jugenderlebnis Robert Hamerlings.
Der später so vollstündlich gewordene österreichische Dichter Hamerling brachte vier Jahre als Zögling des Cisterzienserklosters Zwettl zu. Dem Leiter dieser Anstalt rühmte er noch als Greis pädagogische Tüchtigkeit, Charakterfestigkeit, Wohlwollen, Ordnungsliebe und anderes nach. Allzu übertrieben kam ihm dessen Angestrichtheit vor jugendlicher Fröhlichkeit und zu rasch entwickelten Bildungsdrang vor. Besonders von den Erzeug-

nissen der weltlichen Literatur sollten die Zöglinge nur in recht vorsichtig zugemessenen Quantitäten zu kosten bekommen. In Damerling regte sich aber der Dichter und Schriftsteller sehr früh, und die erwachende Reigung brachte ihn mit dem „Präses“ der Anstalt einmal in Konflikt. Der Knabe wußte, daß gedruckte und beschriebene Blätter zahlreich an einem Orte aufgestapelt lagen, welchen nur der Stiftsleiter betreten durfte. Was mochte darin doch stehen? Einmal wurde die Reugier und die Sucht nach Gedrucktem und Geschriebenem gar zu quälend; der kleine Damerling überkletterte eine hölzerne Zwischenwand, drang bis ins Innerste jenes Raumes vor und begann eine kritische Musterung an den Manuskripten vorzunehmen. Eines davon gefiel ihm besonders, ein Liebesgedicht „An Ida“. Er nahm es mit und an der Handchrift kam es zu Tage, daß der Verfasser dieses Gedichtes kein anderer als der Herr Stiftspräses war. Das Lied war sicher schon älteren Datums, aber... aber... immerhin hatte es der Herr Stiftspräses geschrieben. Da hatten die Jungen ihr Amüsement. Es gab einen Värm, dessen letzte Wellenschläge am Ohr des Anstaltsleiters selbst erzitterten. „Des pädagogischen Rechtsmittels der Züchtigung,“ schreibt Damerling, „bediente sich der würdige Herr Präses ohne alle Prüderie, wobei er nur im Interesse des Stiftseigentums die Fäden schonte. Ich weiß nicht, ob diese Schläge jedem von uns genützt haben, aber mir ist auch kein Fall bekannt, daß sie einem geschadet hätten. Ich bin überzeugt, daß einer, der als Knabe nicht ein paar Hiebe mit Spartenemut zu ertragen gelernt hat, auch später den Schicksalsschlägen nicht so gefestigt wie der früh Geprüfte gegenübersteht.“ Also das erste Wort zwischen dem Präses und seinem Zögling sprach, nachdem die Sache ruckbar geworden war, die „Vinsennumphe des spanischen Noth“, und dann ergoß sich der Rest der Borneschale in Form von furchtbaren Drohungen und Arreststrafen über den Sünder. Aber auch das ging vorüber und Damerling blieb der Musterschüler, der er immer war.

Nach Robert Damerling: „Eine Station meiner Lebenspilgerschaft.“

*

Was die Großmutter erzählte.

Die Teufelsmühle bei Neu-Brandenburg. Unweit Neu-Brandenburg, so erzählt man, lagen vor Zeiten nicht weit von einander in einem großen finsternen Laubwalde zwei Wassermühlen. Die eine von ihnen hieß die „Teufelsmühle“, denn der leibhaftige Teufel hauste darin. Mit dem Besitzer der anderen Mühle hatte er einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem ihm dieser an jedem Monatsersten eine Seele abliefern mußte. Der Müller erfüllte pünktlich den Vertrag, geriet aber bald in den ärgsten Verruf, da alle seine Gefellen regelmäßig nach kurzer Zeit verschwunden waren. Eines Tages kam ein Müllergeselle dahergewandert. Er war aus dem Schwabenland, hatte keinen Heller in seiner Tasche und war gänzlich abgerissen; kein Wunder, daß er um jeden Preis Arbeit suchte. Der Müller nahm ihn auch sofort an und machte ihn mit seinem Dienste bekannt; er habe nichts weiter zu tun, als jeden Monatsersten eine Fuhre Sägespäne nach der Nachbarmühle zu fahren. Der Geselle war mit dieser leichten Arbeit sehr zufrieden, und da gerade der Monatserste gekommen war, machte er sich am nächsten Tage mit seiner Ladung zur Teufelsmühle auf. Als er dort ankam, trat ein Herr in weitem Mantel vor das Haus und befahl ihm, die Sägespäne in eine tiefe Grube auf dem Hofe zu werfen; in dieselbe hatte der Erzschelm früher unversehens die Gefellen gestürzt, wenn sie sich ihr arglos genähert hatten. Der Müllergeselle, welcher schon viel Schlimmes von jener Mühle und ihrem Bewohner gehört hatte, weigerte sich aber, die Fuhre abzuladen, denn dazu sei er nicht gedungen. Wohl oder übel mußte sich also der Teufel selbst an die Arbeit machen. Kaum aber blickte er sich, um einen Arm voll Sägespäne hinunterzuwerfen, so faßte ihn der schlaue Schwabe rasch beim Schopfe und stürzte ihn kopflings hinab. Kaum war dies geschehen, so stieg aus der Grube ein greulicher Schwefeldampf empor, und donnernd stürzten die Mühle und alle Nebengebäude zusammen. Eine Rauchsäule erhob sich darüber und senkte sich dann in die Grube, in welche der Teufel gestürzt war. Der mutige Schwabe aber zog frohen Herzens mit seinem Gespanne von dannen.

*

Aus fernen Zonen.

Der Stamm der Matmata. Den äußersten Süden von Tunis bewohnt der Stamm der Matmata. Nach europäischen Begriffen dürfte er wohl die äußerste Zivilisationslosigkeit repräsentieren, die in Afrika anzutreffen ist. Kommt man in ein Dorf der Matmata, so taucht zwar plötzlich eine Moschee auf und weiter am Fuße eines Berges eine kleine Kapelle. Das ist aber auch alles, was zunächst an Menschenwerk

erinnert. Kein weiteres Gebäude ist zu sehen, und doch befindet man sich mitten in einem Dorf, das, unseren Blicken unsichtbar, im Schoß der gelben, wellenförmigen Ebene liegt, die einen öden, verlassenen Eindruck macht. Bald jedoch unterscheidet das Auge eine Anzahl kreisförmiger und viereckiger Öffnungen von drei bis vier Metern im Durchschnitt, die man für mächtige Brunnen halten könnte. Es sind dies die Lichtschächte, die zu den unterirdischen Wohnungen, respektive zu den Höfen derselben hinabführen. Sechs, sieben bis zehn Meter tief wohnen diese Troglodyten unter der Erdoberfläche. Nur der Hof, der zwischen vier steilen Wänden liegt, erhält durch den Schacht direktes Licht. Die Höhlen sind mit der Außenwelt durch unterirdische Gänge verbunden. Die Behausungen da drinnen und da drunten sind der Gesundheit zuträglich; im Sommer sind sie erforderlich kühl, im Winter warm. Feuchtigkeit dringt nicht hinunter und Vorräte an Lebensmitteln lassen sich ohne Schaden, so lange wie es nötig ist, aufbewahren. Es sind freilich Lebensmittel primitivster Art. Datteln, Feigen, Oliven, Ziegenmilch ist so ziemlich alles, was auf den Tisch, oder richtiger gesagt in den Mund dieser Matmatas kommt. Sonst haben sie nur noch ein Ideal: nichts zu tun, und da ihre Bedürfnisse äußerst gering sind, können sie sich diesen Luxus schon gestatten. Die einzigen von ihnen, die noch etwas arbeiten, sind die Frauen. Sie flechten Decken und Matten sowie große Körbe und bringen sie in zivilisierten Gegenden von Tunis auf den Markt. Auch Stoffe und Gewebe, die für einen weiteren Export bestimmt sind, fertigen sie an. Sie besitzen darin eine erstaunliche Geschicklichkeit. Zwei, drei Stunden des Tages und alle diese Arbeiten, einschließlich der Speisezubereitung, sind geleistet, und dann sitzen sie stumpf in ihren Höhlen da oder vertreiben sich die Zeit wie skandalisierende Kinder.

Nach E. Maquart: „Die Matmatas.“

*

Von der Neßbacher Kirchweih.

Die Neßbacher wollten auch eine Kirchweih wie andere Pfarreien; aber immer konnten sie sich über den Tag, an dem sie abzuhalten wäre, nicht einigen. Als sie wieder einmal auf dem Dorfplatze standen und eifrig darüber berieten, kam eine Geiß des Weges gelaufen und schrie fortwährend aus vollem Halse: „Mäh!“ Da fiel den Neßbachern ein Stein vom Herzen; sie einigten sich: am Sonntag nach Bartl m ä (24. August) sollte ihre Kirchweih sein. Und so geschah es und so ist es heute noch.



Luftige Ecke.

Er: „Warum bist du so müde auf den Doktor?“ — Sie: „Als ich ihm sagte, ich hätte solch Gefühl der Müdigkeit, forderte er mich auf, ihm die Zunge zu zeigen.“

Willi: „Papa, was ist der Unterschied zwischen Genie und Talent?“ — Papa: „Talent, mein Sohn, bekommt jeden Samstag seinen Lohn.“

„Ist Ihre Tochter musikalisch?“ — „Ja, wenn man sie reden hört, könnte es so scheinen; aber wenn sie singt, gehen die Meinungen auseinander.“

Hausfrau: „Würden Sie probeweise auf eine Woche kommen?“ — Köchin: „Ach, das kann ich schon in vierundzwanzig Stunden sagen, ob Sie mir gefallen oder nicht.“

Sie: „Als ich dich heiratete, dachte ich, du wärest ein mutiger Mann.“ — Er: „Das hat wohl jeder gedacht.“

„Der Lehrling ist nie da, wenn man ihn braucht.“ — „Dafür kann man ihn nicht allein verantwortlich machen.“ — „Wie meinen Sie das?“ — „Es ist ein Erbfehler. Sein Vater ist Schuttmann.“

Richter: „Was liegt gegen den Verhafteten vor?“ — Schuttmann: „Er gibt ein öffentliches Vergnügen. Er geht mitten in der Nacht herum und weckt die Nachtwächter auf und läuft dann weg.“

In einer politischen Versammlung war der Hauptredner einer von der Sorte, die sich gern öffentlich hört. Sprach der Versammlungsleiter zu ihm, indem er ihn nach Schluß der Rede am Arm faßte: „Ihre Rede glich einem Glas guten Champagners.“ — hier lächelte er liebenswürdig — „viel Schaum und sehr trocken.“

Er: „Die größten Raubbeine kriegen immer die hübschesten Mädel.“ — Sie: „Du willst mir wohl schmeicheln?“